Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 2

Artikel: Es kann nicht sein

Autor: M.M.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633968

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Es kann nicht sein.

(Gedicht, verfasst von einer blinden Frau.)

Es kann nicht sein, daß ich noch einmal sehe
Das Sonnenlicht, den Mond, der Sterne Pracht;
Denn überall, wo immer ich auch gehe,
Umgibt sie mich, die tiefe, schwarze Nacht.

Es kann nicht sein, daß wieder ich darf schauen
Die Erde Gottes, schön und wunderbar,
Die Flüsse, Seen, die Berge, Wälder, Auen
Und manches Plätzchen, das einst lieb mir war.

Es kann nicht sein, daß noch mein Aug' sich labe
An der Natur und ihrer Herrlichkeit,
An all' der Blumen wunderreichen Gabe,
In ihrer Pracht und Mannigfaltigkeit.

Ja, ganz gewiß, nie ist mir mehr beschieden,
Zu seh'n des Firmamentes Glanz und Schein;
Von Gottes schöner Erde darf hienieden
Niemals ich mehr ein Augenzeuge sein.

Und der Natur geheimnisvolles Treiben,
Das Wachsen, Blühen, talwärts und auf Höhn',
Wird immer meinem Blick verborgen bleiben,
Ob's noch so lieblich ist und wunderschön.

Es kann nicht sein, daß voller Liebe hange
Mein Mutterauge an dem teuren Kind;
Die lieben Züge sah ich, ach, so lange
Nicht mehr, denn ganz sie mir verhüllet sind.

Mein liebes Kind zur Jungfrau seh'n erblühen,
Ihm Alles sein, was Mutterliebe lehrt,
Es kann nicht sein, trotz meinem Sorgen, Mühen;
Als schwerstes Opfer hat's Gott von mir begehrt.

Es kann nicht sein, die sonst noch mein ich nenne,
Daß ich auf Erden sie werd' wiederseh'n;
Und auch die lieben Freunde, die ich kenne,
Sie alle mir wie ferne Schatten steh'n.

Das alles kann nicht sein. Nun ist die Frage,
Wie ich am besten es zu nehmen weiß,
Daß Tag für Tag mein Kreuz ich mutig trage
Zu meines großen Gottes Ruhm und Preis.

Nach allem ist doch Manches mir geblieben
Durch seine Güte und Barmherzigkeit,
Tief ins Gedächtnis ist es eingeschrieben
Und leuchtet helle in die Dunkelheit.

Erinn'rung ist's, die aus vergang'nen Tagen
Gar manches Bild vor meine Seele stellt,
So daß anbetungsvoll ich noch kann sagen:
„Wie wunderschön ist doch die Gotteswelt."

Nicht mehr ein einzig' Mal vermag zu sehen
All' meine Teuren ich von Angesicht;
Doch ihre Liebe kann ich gut verstehen,
Denn nicht zum Aug', zum Herzen Liebe spricht.

Kann euch, ihr lieben Freunde, auch erreichen
Mein Blick nicht mehr, doch, was ihr mir gebracht:
Ein Händedruck, ein Wort, ein Liebeszeichen
Sind Sterne mir in meiner tiefen Nacht.

Musik, Gesang, ihr edeln Himmelsgaben!
Wie habt ihr mir so erfreut das Herz.
Wie kann an euch sich meine Seele laben,
Sowohl in Freud', als auch in Leid und Schmerz.

Und auch der lieben Vöglein munt're Lieder,
Wie dringen sie so freudig an mein Ohr
Und lehren mich, zu schicken immer wieder
Ein Dankgebet zu meinem Herrn empor.

Lass' mich, o Gott, auch meine Stimm' erheben
Zu Lob und Preis, aus tiefstem Herzensgrund,
Daß deine Liebe mir so viel gegeben
Und mich getragen bis zu dieser Stund'.

O du, der Witwen und der Waisen Vater!
Zu dir fleh' ich in kindlichem Vertrau'n:
Sei künftig auch mein Helfer und Berater,
Lass' fernerhin mich deine Liebe schau'n!

Erhalte mir, solang' ich hier darf wallen,
Was allen Mangel mir erträglich macht.
Vergilt du auch den lieben Menschen allen,
Die mich mit Güte, Freundlichkeit bedacht.

Sei du, o Herr, selbst meines Lebens Sonne!
An deiner Hand lass' meinen Weg mich geh'n,
Bis du mich einführst in das Land der Wonne,
Wo ich dann ewig, ewig werde seh'n! M. M.

Nicht so hastig!

Schrecklich ist die Gegenwart, in der Schnelligkeit alles bedeutet. Dieses Streben nach Rekorden ist ein sehr bedauerliches, ungesundes Zeichen. Und was hat man davon, wenn man wirklich ein Ziel früher erreicht? Man glaubt heutzutage, daß durch Schnelligkeit neue Werte geschaffen werden. Gerade das Gegenteil ist der Fall, das unheimliche Tempo müssen wir nämlich teuer mit Einbuße an Nervenkraft bezahlen.

Schnelligkeit darf aber nie Selbstzweck werden, wir müssen uns immer bewußt bleiben, daß Schnelligkeit nur ein Mittel zum Zweck darstellen darf. Ist es die Opferung der Nervenkraft oder gar der Einsatz des Lebens wert, nach Rekorden zu trachten und Schnelligkeit als Selbstzweck zu erachten. Wie unruhig wird durch diese Einstellung das Leben. Als Fußgänger beschleunigt man unwillkürlich seine Schritte, weil man sich ärgert, daß der Radfahrer schneller vorwärts kommt, der Radfahrer tritt schneller in die Pedale, wenn ihn ein Kraftfahrzeug überholt, Motorrad, Auto und Eisenbahn jagen um die Wette, und über allen steht der Flugzeugführer, der berechnet, daß er beim Zurücklegen größerer Strecken noch einige Stunden gegenüber den Fahrzeugen, die sich auf der Erde bewegen, gewinnen kann.

Im Leben kann nun einmal nicht jeder der Erste sein, viel besser ist es, ein Ziel langsam anzusteuern und sicher zu erreichen, als unter der Tyrannei des Tempos und der Rekordsucht das Ziel zu verfehlen. Hat man ein Ziel wirklich erreicht, wenn man als Erster ankommt, oder kennt nicht das Leben zahlreiche Fälle, in denen der Sieger sich seines Sieges nicht freuen durfte, weil mit dem Sieg seine Lebenskraft erschöpft war? Schließlich gehören noch mehr Kräfte dazu, Sieger zu bleiben, als Sieger zu werden. Ein jeder hat ein Ziel vor Augen, ob er es erreicht, ist eine Nebenfrage gegenüber der Hauptfrage, wie er das Ziel erreicht. Zuerst jagt man nach dem Glück, dieses Jagen gewinnt allmählich die Herrschaft und schließlich wird man gejagt. Und am Ende dieses Gejagtwerdens steht notwendig eine Erschöpfung.

Man spricht von einem unerbittlichen, grausamen, fieberhaften Rhythmus der Arbeit, der von den Maschinen, von der ehernen Vernunft diktiert wird. Doch nicht allein die Arbeit wird gepeitscht, sondern das ganze Leben des Großstädters gewinnt auch außerhalb der Arbeit den Charakter des Minutenhaften. Man rechnet mit Minuten und man geizt mit Minuten. In diesem minutenhaften Leben gibt es keine Pause zum Atemholen, jede Minute reiht sich lückenlos an die nächste Minute. Pausen zu machen, gilt es in dieser Hetzjagd, Pausen, denen unbedingt die Kraft des Schöpferischen entspringt. Aber man rechnet mit Minuten, geizt mit Minuten und verliert dabei den Blick für den Wert der schöpferischen Pausen.